

(Nachdruck verboten.)

10]

Die Inselbauern.

Roman von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering.

Carlsson bekam die Laterne und arbeitete sich gegen den Wind auf die Wiese hinaus, folgte dem Gebell und gelangte in das Kieferngehölz, das die Wiese vom Strande trennte. Das Gebell war verstummt, aber zwischen den rauschenden und Inadenden Föhren hallten Schritte von eisernen Hacken gegen den Bergfelsen; krachten Zweige, die jemand brach, der seinen Weg suchte; spritzten Wasserlachen auf; antworteten Flüche auf das Winseln des Hundes.

„Wer da?“ rief Carlsson.

„Der Pastor!“ antwortete eine rostige Stimme.

Carlsson sah Funken sprühen, die ein eiserner Hacken an einem Granitfindling schlug, und aus einem Dickicht stürzte ein kleiner, breitschultriger Mann den Hügel hinab. Das grobe, wetterharte Gesicht wurde von wildem, grauen Wadenbart eingerahmt und von kleinen scharfen Augen belebt, deren Brauen Astmoos glichen.

„Höllische Wege habt Ihr hier auf der Insel!“ zankte er zum Gruß.

„Herr Jesus, sind Sie, Herr Pastor? In diesem Hundewetter unterwegs?“ beantwortete Carlsson achtungsvoll die Willkommensflüche seines Seelsorgers. — „Aber wo ist denn das Boot?“

„Es ist das Fischboot, und das hat Robert in den Hafen gebracht. Laß uns nur unter Dach kommen, denn heute abend weht der Wind einem durch den Leib. Vorwärts marsch!“

Carlsson ging mit der Laterne voran und der Pastor folgte, während der Hund in den Büschen herumschnüffelte, nach einem Birkenhuhn, das sich im Bruch eben erhoben und so gerettet hatte.

Die Alte war dem Laternenschein auf den Hof hinaus entgegen gegangen; als sie den Pastor erkannte, freute sie sich und hieß ihn willkommen.

Der Pastor hatte Fische nach der Stadt bringen wollen und war unterwegs vom Sturm überrascht worden, der ihn zum Landen zwang. Er fluchte und schalt, weil er nicht zur Zeit nach der Stadt kommen konnte, um seine Fische los zu werden.

„Jetzt sind ja alle Teufel draußen und kraxen nach jedem einzigen Fisch, der im Wasser lebt.“

Die Alte wollte ihn in die Stube führen, er aber ging geradeswegs in die Küche hinein, denn er zog das Herdfeuer vor; dort konnte er trocken werden.

Wärme und Licht schienen indessen dem Pastor nicht gut zu bekommen; er zwinkerte mit den Augen, als wolle er sich aufmuntern, während er die nassen Schmierstiefel auszog. Carlsson half ihm unterdessen aus einer graugrünen Zoppe, die mit Schaffell gefüttert war. Bald sah der Pastor in wollenem Wams und bloßen Strümpfen an der Ecke des Tisches, den die Alte abgeräumt und mit Kaffeegeräth ge deckt hatte.

Der Pastor Nordström nicht kannte, hätte nicht vermutet, daß dieser Mann aus dem Stockholmer Inselmeer ein geistliches Amt bekleidete; so sehr hatten dreißig Jahre Seelsorge draußen in den Schären den Mann verwandelt, der einmal recht sein gewesen, als er von der Universität Upsala kam. Ein äußerst knapper Gehalt hatte ihn genötigt, sein Auskommen aus See und Uder zu ergänzen; und da es auch dann noch nicht reichte, mußte er sich an den guten Willen seiner Gemeinde wenden, den er durch geselliges Wesen, indem er sich seiner Umgebung anpaßte, lebendig erhielt.

Doch zeigte sich der gute Wille meist in Kaffeehalben und Bewirtungen, die an Ort und Stelle verzehrt werden mußten, also den Wohlstand des Pfarrhauses nicht erhöhen konnten; eher unborteilhaft auf den physischen und moralischen Zustand des Empfängers wirkten. Außerdem wußten die Schärenleute aus teuern Erfahrungen, wie in Seenot Gott nur dem half, der sich selber half; auch waren sie unfähig, einen starken östlichen Wind in Zusammenhang mit dem ausburgischen Bekenntnis zu bringen. Sie machten sich deshalb wenig aus der kleinen hölzernen Kapelle, die sie hatten bauen lassen.

Der Kirchgang, der durch lange Ruderfahrten erschwert oder von ungünstigen Winden unmöglich gemacht wurde, war mehr eine Art Volksmarkt, auf dem man Bekannte traf, Geschäfte machte, Ankündigungen hörte. Und der Pastor war die einzige Behörde, mit der man in Berührung kam; der Länsmann, der die Polizeigewalt ausübte, wohnte weit entfernt und wurde bei Rechtsfällen nie bemüht; die machte man vielmehr unter einander ab, mit einigen Kopfschößen unter der Brust oder einem Schoppen Brantwein.

Nicht eine Spur von Latein und Griechisch konnte man in dieser vom Herdfeuer und zwei Talglütern beleuchteten Gestalt sehen, einer Kreuzung von Bauer und Seemann. Die einzimalige weiße Hand, die in ihrer ganzen Jugend Blätter von Büchern umgewandt hatte, war braun und korkig, hatte gelbe Leberflecke von Salzwasser und Sonnenbrand, war hart und schwierig von Rudern, Segeln, Steuern; die Nägel waren halb abgenagt und trugen von der Berührung mit Erde und Gerätschaften schwarze Ränder. Die Ohrmuschel waren mit Haar zugewachsen und gegen Katarrh und Fluß von Meiringen durchbohrt. Aus der auf das wollene Wams aufgenähten Ledertasche hing eine Haarschnur, die einen Uhrschlüssel aus einem gelben Metall mit einem Karneol trug. In die feuchten wollenen Strümpfe hatte die große Behe Löcher gerissen, welche die schlingernden Bewegungen der Füße unter dem Tisch unablässig verbergen wollten. Das Wams war unter den Armen von Schweiß gelbbraun geworden, und der Hosenschlitz stand halb offen, weil Knöpfe fehlten.

Er holte eine kurze Pfeife aus der Hosentasche, klopfte sie, während allgemeines achtungsvolles Schweigen herrschte, gegen die Tischkante aus, daß sich ein kleiner Maulwurfsbausen von Asche und saurem Tabak auf den Boden legte. Aber die Hand war unsicher und das Stopfen ging unregelmäßig vor sich; war zu umständlich, um nicht Unruhe zu erregen.

„Wie steht es heute abend mit Ihnen, Herr Pastor? Ich glaube, Sie sind nicht ganz wohl.“ fuhr die Alte dazwischen.

Der Pastor hob das auf die Brust gesunkene Haupt, sah sich nach den Balken der Decke um, als suche er nach der Sprechenden.

„Ja?“ sagte er und stopfte eine Prise Tabak am Pfeifenkopf vorbei. Dann schüttelte er den Kopf, als wolle er in Frieden gelassen werden, und versank in schwermütige Gedanken ohne bestimmte Form.

Carlsson sah, wie er stand, und flüsterte der Alten zu: „Er ist nicht nüchtern!“

Und im Glauben, einschreiten zu müssen, nahm er die Kaffeekanne und goß die Tasse des Pastors voll, stellte die Brantweinflasche daneben und bat ihn mit einer Verbeugung, fürlieb zu nehmen.

Mit einem vernichtenden Blick hob der Alte seinen grauen Kopf, als wolle er, daß der Schlag Carlsson rühre; mit Etel die Tasse von sich schiebend, spuckte er aus:

„Bist Du hier zu Hause, Knecht?“

Dann wendete er sich zur Alten:

„Gebt mir eine Tasse Kaffee, Frau Mod!“

Und dann versank er für eine Weile in tiefes Schweigen, sich vielleicht an die Größe früherer Tage erinnernd und erwägend, wie diese Unverschämtheit beim Volk überhand nahm.

„Verfluchter Knecht!“ schraubte er noch einmal. „Mach, daß Du hinauskommst, und hilf Robert beim Boot.“

Carlsson versuchte es mit Schmeichelei, wurde aber sofort unterbrochen:

„Weißt Du nicht, wer Du bist?“

Carlsson verschwand durch die Tür.

Nachdem sich der Pastor mit einem Schluck aus der Tasse erfrischt hatte, fuhr er die Alte an, die eine Entschuldigung für den Knecht zu dreheln suchte:

„Gebt Ihr die Zugneke draußen?“

„Ja, lieber Herr Pastor,“ öffnete die Alte die Schleusen, „und alle Schleppecke auch. Um sechs herum konnte noch niemand wissen, daß für die Nacht Sturm kommen werde; und ich kenne Gustav. Er würde eher zugrunde gehen, als daß er das Garn heute nacht liegen ließe.“

„Ach was, der weiß sich schon zu helfen!“ tröstete der Pastor.

„Sagen sie das nicht, Herr Pastor! Mag das Garn meinetwegen draufgehen, es steckt zwar ein gut Stück Geld darin, wenn nur der Junge heil aus der Sache herauskommt.“

„Er wird doch wohl nicht so dumm sein, die Neze in diesem Wetter aufzunehmen? Die ganz See liegt ja drauf!“

„Das gerade kann man von ihm nicht erwarten! Wie der Vater, hat er immer etwas besonderes vorstellen wollen, und er wäre instande, sein Leben daran zu setzen, um die Zugneze nicht verloren gehen zu lassen.“

„Ist's so mit ihm bestellt, Frau, dann kann ihm selbst der Teufel nicht helfen! Uebrigens es sieht sich gut! Wir waren vergangene Woche mit sechs Schleppeken drauhen bei den Erlenkoben, und wir haben achtzehnmal achtzig gefangen.“

„War der Strömling denn auch fett?“

„Das will ich meinen, fett wie Butter. Aber sagt mal, Frau Hlod, was ist denn das für ein Geschwäh, das von Euch umläuft: Ihr sollt daran denken, Euch wieder zu verheiraten? Ist das wahr?“

„Ei poktausend,“ brach die Alte los, „sagt man das? Das ist doch toll, was die Leute schwätzen können.“

„Mir geht es ja nicht zu nahe,“ erwiderte der Pastor; „verhält es sich aber so, wie man sagt, daß es sich um den Knecht handelt, so wäre es um den Jungen schade.“

„Oh, für den Jungen ist keine Gefahr, und einen schlechten Stiefvater hat mancher gefriegt.“

„Es ist also wahr, höre ich. Brennt es noch so heftig in dem alten Körper, daß Ihr's nicht mehr aushalten könnt? Das Fleisch will das Seine haben, hahaha!“

„Wollen Sie nicht noch eine Salbe trinken, Herr Pastor?“ unterbrach ihn die Alte, die ängstlich wurde über die Wendung, die das Gespräch ins Liebesgebiet nahm.

„Bitte, Frau; Ihr seid freundlich! Danke! Aber ich muß auch ins Bett, und Ihr habt wohl noch nicht für mich aufgebettet.“

Lotte wurde auf die Kammer geschickt, um das Bett zu machen, nachdem man beschloffen, daß Carlsson und Robert in der Küche schlafen sollten.

Der Pastor gähnte und rieb den einen Fuß gegen den andern, fuhr mit der Hand über die Stirn bis zur nackten Glaxe hinauf, als wolle er namenlosen Kummer fortstreichen; dabei sank der Kopf in kurzen Rucken gegen die Tischplatte, wo schließlich das Kinn seine Stütze fand.

Die Alte, die sah, wie es stand, trat näher und legte ihm die Hand behutsam auf die Schulter, klopfte sacht und bat mit rührender Stimme:

„Lieber Herr Pastor! Können wir nicht ein gutes Wort heute abend hören, ehe wir zu Bett gehen? Denken Sie an die Alte und ihren Jungen, der auf See ist.“

„Ein gutes Wort? Ja! Gebt mir das Buch; Ihr wißt ja, wo es steckt.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

1)

Ein Pogrom.

Von Sage Madelung.

Die kleine russische Stadt am Flusse gleichen Namens lag still und frieblich und schimmerte mit weißen Mauern und grünen Dächern in der hellen Morgensonne.

Es war Mai und hoch im Norden. Die Sonne mochte nicht drunten sein. Sie stand rot am Himmelsrand, fast an derselben Stelle, wo sie gerade vor dem Zauber der weißen Nacht gefallen war.

Der Sommer war eingezogen. Es war der 1. Mai alten Stils im zweiten Jahre der Revolution.

Der Tag begann seine bunte Sprache zu sprechen. Rüche und Schafe kamen aus den kleinen Höfen vor der Stadt, läuteten mit den Glocken und traten Pfade in das taublaue Gras.

Die Brunnenstängel flogen süßen Schwunges in die klare Luft und machten mit starkem Bums halt. Bornübergebeugte Gestalten lehnten sich mit gefüllten Eimern über die Brunnen. Es sah aus, als hätten sie sich in der Zeit geirrt, sich verschlafen, und kämen nun schlaftrunken herauf zur Erde bei Morgengrauen.

Die Wege lagen in grauem Staub, zerfurcht vom Rade, gezeichnet vom wandernden Leben, erstarrt wie Züge, über die vieles hingegangen ist und noch mehr kommen soll. Und es kam mehr... Weit drauhen in dem lichten, bebenden Morgen, wo das Auge alle gestreuten Dinge auf einmal saht, kam etwas heran. Es kroch langsam aus der Landschaft hervor, nahm Form gegen den Hintergrund an, wo Birkenzäune und grüne Wiesen, Dörfer und gewürfelte Aecker zu der Sonne sprühendem Spiel tanzten.

Es sah aus, als krähe eine lange Reihe dunkler Käfer längs den grauen Linien des Weges hervor aus der Unwirklichkeit. Sie nickten mit den Köpfen und wurden größer. Es kamen rote Flecken auf den Rücken zum Vorschein. Sie krabbelten mit den Beinen

und summten, glitten in ein Feld, wo das Auge Einzelheiten unterscheidet, und wurden zu Pferden und ungelenteten Einspännerwagen. Die Bauern sahen darauf in roten Hemden und baumelten mit den langen Stiefeln an der Außenseite. Die Weiber lagen hinten wie einige große Bündel bunten Zeuges.

Die kleinen Pferde hatten viele Weilen in schnellem Schritt gemacht, indes die Kutscher und ihr Gefolge unter Schafpelzen schliefen. Nun witterten sie die Stadt und schnaubten morgenfrisch. Die Bauern riefen und lachten, und einer oder der andere von ihnen stimmte ein langgezogenes Lied von Pferden und Liebe an. Die anderen fielen beim Refrain mit ein. Dann schwiegen sie wieder und sannn über andere Dinge nach.

Die Stadt lag vor ihnen. Bierzig Kirchtüppeln hingen in der Luft, als hätte der Himmel blaue und gelbe Früchte aus der weißen Nacht hervorgezaubert. Die Kreuze leuchteten wie goldene Zweige im wolligblauen Himmelsgarten, und das junge Birkenlaub lag so rein auf der Erde, als wäre von den Früchten aus der Höhe smaragdgrüner Saft getropft.

Die Schutzleute reckten sich, gähnten und schlenderten ein Stück die Straße hinunter. Die Fensterläden der Kneipen und Teehäuser wurden aufgeschlagen. Die Ladeninhaber waren früher auf den Beinen als sonst. Es war Nikolainmarkt, der große Markt zwischen Saatzeit und Heuernte, der seit alter Zeit auf den letzten Montag vor dem Tage des wundertuenden Nikolaj fällt.

Unten auf der Post- und Telegraphenstation liehen drei wachhabende Telegraphisten ihre Köpfe auf den Tisch hängen. Ein vierter ging mit der Zigarette im Mund im Zimmer hin und her. Sie sahen bleich und übernächtigt aus. Ihr langes Haar stand un- verhältnismäßig kräftig zu ihren mageren, fahlen Gesichtern.

Plötzlich begann einer der Apparate zu arbeiten. Der Telegraphist richtete sich mit einer schwerfälligen und langsamen Bewegung auf. Er war es gewöhnt, Telegramme ertgegenzunehmen. Die anderen drehten die Köpfe und legten sich wieder zurecht. Es war nichts für sie. Der Telegraphist las mechanisch, während die Papierrolle sich aufwickelte, und das beschriebene Band durch seine Finger lief. Er las ganz gleichgültig: Aufgabestation, Zeit, Adresse, aber konnte nicht weiter. Es waren Zahlen und Codeworte, die folgten.

„Eine Depesche aus Petersburg an die Gendarmerieverwaltung,“ jagte er und gähnte. „Die ist ja höllisch lang. Die glauben wohl, man hat nichts anderes zu denken.“

Die anderen rührten sich nicht, aber der im Zimmer ging, wurde aufmerksam. Uebrigens hatte er auch die Depesche abzuschreiben und sie in die Stadt zu senden.

Der Telegraphist am Apparat packte wieder auf. Es konnte ja sein, daß noch eine kollegiale Nachschrift von der Zwischenstation auf dem Draht war. So war es auch:

„60 Worte! Es ist etwas im Gang... Apropos, der alte Ochs revidiert die Linie. Macht reinen Tisch. Hat seine junge Frau mit“... Dann tippte der Stift eine Anzahl Zeichen aufs Papier. Der Absender schüttelte sich vor Lachen, konnte man sehen.

„Ne! Ne! Ne! Hört zu!“ lachte schallend der Telegraphist und schnitt die Nachschrift ab. Die anderen erwachten gleich. Es kam sofort Leben in die Gesellschaft. Aber der vierte fertigte das Telegramm aus, schrieb schnell, tat, als hätte er das letzte Wort verschrieben, und steckte es in die Tasche, ohne daß die anderen es merkten. Es konnte ja ganz amüsant sein, eine solche Depesche zu haben.

Dann schrieb er ein neues aus und sandte es mit einem Boten fort.

Der kleine, bärtige Mann, der vom jahrelangen Austragen von Depeschen ein ehrerbietiges, dienstliches Aussehen bekommen hatte, legte den Weg zur Gendarmerieverwaltung im Schnellschritt zurück. Er gab bei jedem Schritt etwas mit den Knien nach und stützte seine eine Hand auf die vierkantige Depeschentasche. Der helle Sonnenschein tat ihm gut. Er war nämlich etwas verstimmt, da er den Weg zur Gendarmerie umsonst machen mußte. Da winkte ihm kein Trinkgeld. Nein! Gott steh mir bei! Die waren nicht von der Art!

Das große, gelbe Holzgebäude war wie ausgestorben. Er hörte die Glocke im Hause läuten, als er am Griff zog, und die Kutscher des Posthalters auf einer Seite des Hofes fluchen, während sie die Holzgassen eines gedeckten Tarantas schmierten.

Ein gemeiner Gendarm in mürrischer Morgenlaune öffnete: „Der damit!“ brummte er.

„Da!“ sagte er, als er ein wenig später die Empfangsquittung aus der Tür reichte.

Der Adjutant des Obersten, Pyschkin, wurde durch die Depesche geweckt. Er hustete fett und erhob sich wie ein Mann, in dessen Hände viel gelegt ist. Er hatte einen dicken Kopf mit Doppelfinn.

Die Stirn war auffallend flach im Verhältnis zum Unter- gesicht, obwohl er das Haar carré geschneitten trug. Die Augen waren klein und schmutziggrau und sahen dicht zusammen. Sein Körper war wie sein Kopf. Lang war er ja nicht, aber desto gewaltiger in der Dide. Ohne den Rücken wäre er jetzt wohl kaum auf der Erde gewesen. Er dachte auch hier und da noch in Folge eines Schlages zusammen, den er bei den Tumulten in den Freiheitsjahren vor einem halben Jahre erhalten hatte. Ein handfester Bürsche hatte ihm mit einer Deichselstange eins gelangt, daß es nur so rauchte, aber der Rücken hielt, und Pyschkin wurde gleich in die kleine Stadt am Fluß versetzt, wo Oberst Dedulin ihn zum Adjutanten bekam. Es war nichts Schlechtes in Pyschkin, aus-

genommen, daß er gern Leute totschlug, wenn er es amtlich betwert-
stelligen konnte. Deshalb war er auch Chef der neuengerichteten
reitenden Polizei dort in der Stadt geworden, die nach dem kurzen
Freiheitsraum eingeseht war, um Rußland zu verwüsten.

Pytschkin nahm den Code und begann in Hemdsärmeln das
Telegramm zu dechiffrieren. Er kannte verschiedene Codemörter
auswendig, so daß es rasch mit der Uebersetzung ging. Während er
schrieb, wurde er lebendig. Er rieb die Hände und schlug sich auf
den Schenkel.

Ho—ho! Das Oberkommando in St. Petersburg hatte die-
selben Anschauungen wie er und sein Oberst. Nun sollte es ein
Ende haben! Es sollte nicht mehr geliebäugelt werden mit ver-
schiedenen sozialistischen Demonstranten. . . . Und die reitende
Polizei stand ausschließlich unter dem Kommando der Gen-
darmerie. . . . Das wollte er dem Gouverneur zeigen!

Pytschkin klingelte. Der saure Gendarm kam schnell und stand
untertänigst an der Tür stramm.

„Melde mich sofort beim Oberst!“

„Jawohl, Euer Hochwohlgeboren.“

Pytschkin brachte seinen geteilten Gurklobart mit einem großen
Taschenfamm in Ordnung und zog Waffenrock und Stiefeln an.
„Der Herr Oberst erwartet Euer Hochwohlgeboren,“ meldete
der Gendarm ein wenig später.

Pytschkin warf sich in die Brust und ging sporenklingelnd zum
Obersten hinein.

Oberst Dedulin war ein älterer, grauhaariger Mann. Als
Leutnant verriet er seine Kameraden und wurde deshalb zur Gen-
darmerie versetzt, wo er nach und nach zum Oberst avancierte. Er
hatte sich zuletzt bei einer Hausfuchung unten in den baltischen Pro-
vinzen hervorgetan. Es hatte den Anschein, daß er etwas Kompromit-
tierendes bei dem Verdächtigen nicht finden würde, und als sich
die Gelegenheit bot, verstaßte er einige revolutionäre Schriften
zwischen den Papieren, die durchstöbert wurden. Er hatte sie für
alle Fälle selbst in der Tasche gehabt. Später stellte es sich aller-
dings heraus, wo sie hergekommen waren, und die Presse nahm
sich der Sache an. Sie hatte damals für einige Zeit das Blatt vom
Mund genommen.

Oberst Dedulin wurde dann an ein anderes Ende des Landes
versetzt. Aber seinen schlechten Ruf konnte er nicht loswerden, und
er war aus diesem Grunde zumeist unsicher, und mit Recht. Sein
einziger Verkehr außer den Gendarmen waren zwei frisierte Pudel
und ein Kafadu, der sagen konnte: „Gott erhalte den Zaren!“ . . .

Als Pytschkin von seinem Vorgesetzten zurückkehrte, ging er
geradeswegs zum Telephon.

„Laß sie nur probieren. Ich will ihnen zeigen, was der erste
Mai ist,“ murmelte er zwischen den Zähnen, als er klingelte und
das Hörrohr nahm.

„Hallo! . . . Ist Klawdia Alexandrowna zu sprechen? So,
ja. . . . Ja, guten Morgen Klawdia Alexandrowna! Ja, ich bins.
Entschuldigen Sie, daß ich Sie so früh störe. . . . Ho, ho! Eine
echte russische Frau. Es geht Ihnen gut, Klawdia Alexandrowna?
Sehr angenehm zu hören. . . . Danke! Ja danke schön! . . . Ich
wollte Ihnen nur sagen, daß die Versammlungsfreiheit mit allen
Mitteln aufrechterhalten wird. Wenn der eine Teil demonstriert,
soll der andere auch das Recht dazu haben. . . . Ja! Russische
Patrioten sollen auch ihren Gefühlen in Ruhe und Frieden Aus-
druck geben können. Wir haben Order nach der Richtung hin. . .
Ja gewiß, na gewiß doch! Sie können auf uns rechnen. Adieu!
Adieu! . . .“

Von beiden Seiten wurde abgeköllert. Pytschkin zog sich wieder
aus, um sich noch etwas Ruhe zu gönnen, und Klawdia Alexan-
drowna zog sich an und ging auf den Markt. Auf der Brust trug
sie das Emblem der „Schwarzen Bande“, den heiligen Georg mit
dem Drachen.

Sie war der eifrigste Apostel dieses Ordens in der Stadt. Er
hatte seine Filialen in ganz Rußland und wurde von der Kirche
und fast von der gesamten Verwaltung gestützt. Nicht einmal die
Enthüllungen gewisser Minister über den Geschäftsgang im
Orden hatten ihn erschüttern können. Er wurde aus dem Ver-
borgenen von Männern geleitet, die über einem russischen Minister
und hoch genug standen, um den allerhöchsten Segen auch über
Mordbrand herabsetzen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Bücherschau

Neuere Werke zur Abstammungslehre.

So zahlreiche populäre Werke über Darwinismus und Ab-
stammungslehre im Verlaufe der letzten Jahrzehnten erschienen
sind, es fehlt doch immer noch an einem Werke, das außer ge-
schickter Darstellung auch zugleich noch genügendes Abbildungs-
material enthielt, um dem nicht fachmännisch vorgebildeten Leser
ein wirklich klares und lebendiges Bild des Entwicklungsanges
zu geben. Denn Anschauung ist in der Biologie alles! Die Ab-
stammungslehre läßt sich nicht durch reines Theoretisieren er-
weisen, sondern sie stammt aus der Beobachtung der Erfahrung.
Nur soweit sie nicht den Boden der Erfahrung verläßt, darf die
Abstammungslehre als sicher begründet gelten. Auch der Laie, der
sich in diese Fragen vertiefen und ein eigenes Urteil gewinnen
will, darf die eigene Beobachtung nicht vernachlässigen, wenn

anders er nicht alles, was ihm von dem Autor vorgekehrt wird, ohne
eigene Prüfung als bare Münze hinnehmen will. Doch das wäre
noch nicht das schlimmste, falls man nur einem guten und zu-
verlässigen Führer folgt; der größte Mißstand bleibt der, daß man
durch bloßes Bücherstudium, ohne daß das gelesene Wort zugleich
durch Anschauung unterstützt wird, niemals zu einem wirklichen
Verständnis biologischer Vorgänge gelangen wird. Man häuft
vielleicht ein großes Wissen an, aber es bleibt tot, man lernt zahl-
reiche Worte und Namen, aber vermag keinen lebendigen Begriff
damit zu verbinden. Am besten wäre es ja, jeder vermöchte bei
der Natur selbst zu lernen. In beschränktem Maße ist das den
Großstädtern durch Museen und Sammlungen ermöglicht, der
Mehrzahl der Interessierten fehlt aber diese Hilfe. Es ist daher
mit großer Freude zu begrüßen, daß sich Konrad Günther,
der sich schon früher durch sein Buch: „Der Darwinismus und die
Probleme des Lebens“ als ein kenntnisreicher und geschickter
naturwissenschaftlicher Popularisator erwiesen hatte, im Verein
mit der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart der großen Arbeit
unterzogen hat, die oben erwähnte Lücke auszufüllen und ein ent-
wicklungsgeichtliches Werk zu schaffen, bei dem der Hauptwert
auf ein instruktives, klares Abbildungsmaterial gelegt ist. Der
Titel: „Vom Urtier zum Menschen“, ein Atlas zur
Abstammungs- und Entwicklungsgeichte des Menschen“, zeigt
das Arbeitsgebiet, das Günther sich gestellt hat. Auch für den Fach-
mann ist es ein Vergnügen, die neuzeitig, teils farbigen, teils
schwarzen, technisch vollendet ausgeführten Fototafeln zu durch-
blättern. Mit der Zelle, diesem Elementarorganismus, an dessen
Form alles Leben der Erde gebunden ist, beginnend, sieht man in
allmählicher Aufeinanderfolge die niedersten Daseinsformen an
seinem Auge vorüberziehen. Man erkennt, wie aus dem Zusammen-
schluß zahlreicher einzelliger Wesen die ersten höheren vielzelligen
Organismen entstehen. Man lernt durch wirkliche Anschauung
den Vorgang der Zellteilung und Zellvermehrung, die Entstehung
der Geschlechtszellen, den Befruchtungsakt und endlich den Ent-
wicklungs Vorgang vom befruchteten Ei bis herauf zum fertigen
Tier oder Menschen kennen. Man sieht, wie bei den aller-
verschiedensten Tierarten der Entwicklungsprozess, so starke Ab-
weichungen auch in den Einzelheiten vorkommen können, im
Prinzip doch übereinstimmend verläuft. Niemand vermöchte selbst
die eindringlichste Schilderung ein so lebensvolles Bild dieser oft
schwer zu verstehenden Verhältnisse zu entwerfen, wie man es hier
fast mühelos gewinnt. Ein besonderer Vorzug der Güntherschen
Arbeit ist es, daß sie einem auch zugleich einen Blick in die
Forschungsmethoden selbst gewährt. Damit wird aber den meisten
Lesern ein gänzlich fremdes und doch so hochinteressantes Gebiet
erschlossen. Der Arbeit von Generationen hat es bedurft, um die
mikroskopische Technik, der allein die Biologie ihre großen Erfolge
im verflochtenen Jahrhundert verdankt, auf ihre gegenwärtige Höhe
zu bringen, und es verlohnt sich wohl der Mühe, auch von der
Arbeitsweise eines modernen Zoologen oder Botanikers etwas
kennen zu lernen. Auf den Inhalt des schönen Werkes im einzelnen
einzugehen, ist in einer kurzen Besprechung natürlich nicht möglich,
nur soviel sei gesagt, daß den prächtigen Tafeln ein gediegener
Text gegenübersteht. Die Einleitung bietet eine großzügige Dar-
stellung der verschiedenen Deszendenztheorien. Wir sehen, daß
die drei großen Wissensgebiete, der Verfeinerungsstunde, der ver-
gleichenden Entwicklungsgeichte und endlich der vergleichenden
Anatomie die Urkunden liefern, mit deren Hilfe wir die Richtig-
keit der Deszendenztheorie und der Abstammungsgeichte zu er-
weisen suchen. Besonders sympathisch berührt es, daß der Ver-
fasser stets und überall hervorhebt und sorgfältig unterscheidet, was
Theorie und was durch tatsächliche Befunde erhärtete Gewißheit
ist und daß er, im Herzen überzeugter Anhänger der Darwinschen
Selektionshypothese (das heißt der Lehre von der Artbildung durch
Ueberleben der am besten an die jeweiligen Lebensbedingungen
angepaßten Organismen im Daseinskampfe), auch den anderen
Entwicklungstheorien volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Mit
Recht hebt Günther weiter hervor, daß Haeckels berühmtes
„biogenetisches Grundgesetz“, das, in wenig Worten zusammen-
gefaßt, ausagt, die individuelle Entwicklungsgeichte eines
jeden Tieres sei eine zusammengebrängte und in einzelnen Zügen
abgeänderte Wiederholung seiner Stammesgeichte, nur den
Wert einer häufig zutreffenden Regel oder eines „biogenetischen
Prinzips“ beanspruchen könne; denn ein Naturgesetz gestatte keine
Ausnahme. Gerade bei Erörterung dieser Frage — das gleiche
tritt auch später noch an verschiedenen Stellen hervor — scheint
mir allerdings Günther in seinen Ausführungen für ein Laien-
publikum zu sehr ins Spezielle zu gehen. Das schafft leicht Ver-
wirrung und beeinträchtigt etwas die sonst so klare Darstellungs-
weise. Wie gründlich das Thema angefaßt wird, das mag eine Auf-
zählung der Kapitelfolge zeigen: 1. Kapitel: Die Zelle und ihre
Entstehung; 2. Kapitel: Vom Einzelligen zum Vielzelligen;
3. Kapitel: Der Befruchtungs Vorgang und seine Bedeutung;
4. Kapitel: Die Hohltiere und die Entstehung der Organe;
5. Kapitel: Die Würmer und die Ausbildung der Körpergliederung;
der Leibesöhle und der Blutgefäße; 6. Kapitel: Die Einheit der
Entwicklung bei den Wirbeltieren und dem Menschen; 7. Kapitel:
Die Ahnenformen des Menschen unter den kienentragenden
Wirbeltieren und die weitere Ausbildung des Darmsystems und
der Haut; 8. Kapitel: Werden und Vergehen unter den Amphibien
und Reptilien; 9. Kapitel: Die Herausbildung der Säugetiermer-
male des Menschen; 10. Kapitel: Affe und Mensch. Das Problem

Der Menschwerdung und der Urmenschen; 11. Kapitel: Die Ausbildung der wichtigsten Organsysteme bei den Wirbeltieren; 12. Kapitel: Rückschläge und Tierstämme. Körper und Geist. In zwei Anhangskapiteln wird endlich noch eine Uebersicht über die geologischen Formationen (Schichten) und die Entwicklung der Wirbeltiere in ihnen und eine skizzenhafte Darstellung der Weismannschen Vererbungstheorie gegeben. — Fassen wir unser Urteil zusammen, so können wir nur sagen, daß Günther die sich gestellte Aufgabe mit großem Geschick gelöst und ein Buch geschaffen hat, das wohl geeignet ist, klare Vorstellungen über die wichtigsten Daten der Abstammungsgeschichte zu vermitteln. Eine objektive Kritik darf aber auch nicht einige Ausstellungen verschweigen, die sich aber zumeist auf Neuherlichkeiten beziehen. Bei einer Neuaufgabe wäre es wünschenswert, wenn die Bezeichnung Figur bei den Tafelerklärungen durch fetten Druck hervorgehoben würde, um das Auffinden zu erleichtern. Ohne Schaden für das Verständnis könnten eine Anzahl von allzu speziellen Abbildungen, wie zum Beispiel die Bilder von der Entwicklung des Nierensystems bei Strudelwürmern usw., fortfallen und an ihre Stelle lieber Reproduktionen der wichtigsten Leitfossilien treten. Auf vielen Tafeln fehlt eine genaue Größenangabe, „natürliche Größe mikroskopisch“ ist doch zu unbestimmt. Auf Tafel 71 hingegen ist die Länge des Darmfortsatzes am menschlichen Blinddarm mit 5,2 Zentimeter angegeben, während er doch in Wahrheit in seiner Länge sehr stark variieren kann. Am störendsten aber wirkt es, wenn auf einigen Tafeln verschiedene Tiere in ganz verschiedenen Maßstäben zu einem biologischen Bild vereinigt werden. Wenn in den Erklärungen auch die Vergrößerungsangaben gemacht sind, so erweist das bei dem Laien doch eine fehlerhafte Vorstellung. Doch wie gesagt, das sind kleine Ausstellungen, die in einer Neuaufgabe, die wir dem prächtigen Atlas bald wünschen, leicht verbessert werden können. Es ist bedauerlich, daß der Preis von 20 Mark — in Anbetracht des Gebotenen sehr gering — dem einzelnen noch die Anschaffung des Buches erschwert, dafür sollte es aber wenigstens in keiner Arbeiterbibliothek fehlen.

Wer, durch das Studium des Bilderatlas angeregt, sich tiefer in die Abstammungslehre versenken will, der sei hier gleich noch auf das ausgezeichnete Buch von Professor Plate: „Selektionsprinzip und Probleme der Artbildung, ein Handbuch des Darwinismus“, das bei W. Engelmann, Leipzig, in dritter Auflage erschienen ist, hingewiesen. Das Werk darf sich in der Tat „ein Handbuch des Darwinismus“ nennen, finden wir doch hier in annähernder Vollständigkeit alles für und wider zusammengestellt, was bis zum gegenwärtigen Augenblick in dieser Frage erforscht und in theoretischer Ueberlegung erkannt ist. Wenn Plate sich in erster Linie an den Fachmann und an Studierende wendet, so ist seine Sprache doch so einfach, daß auch der nur wenig vorgebildete Leser, das Buch mit vollem Verständnis zu studieren vermag.

Zum Schluß möchte ich dann noch auf ein Werk des berühmten französischen Paläontologen Charles Depéret hinweisen („Die Umbildung der Tierwelt“), das erst kürzlich im Verlage Schweizerbart, Stuttgart, in deutscher Uebersetzung erschienen ist, und das eine sehr anregende Einführung in das Werden und Vergehen der Tiere der Vorzeit bildet, zugleich aber auch die modernen Entwicklungstheorien weitgehend berücksichtigt.

Dr. C. Theising.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Die Gesundheitsfolgen des Tabakgenusses. Die zunehmende Häufigkeit der Aderverkalkung und Herzschwäche rückt die Frage, wie weit der Tabakgenuß dabei eine ursächliche Rolle spielen dürfte, mehr und mehr in den Vordergrund. Denn wenn man auch ins Treffen führen mag, daß die Scharen der Nichtraucher sich vergrößern, so ist doch dem entgegenzuhalten, daß die Raucher gleichfalls, und zwar aus Zugehörigen aller Lebensalter einen ungeheuren Zugzug erhalten. Will man ein Urteil über die pharmakologische Wirkung des Tabaks gewinnen, so ist zunächst zu bedenken, daß Laboratoriumsversuche keine erschöpfende Vorstellung von den Schädigungen geben können, die durch Tabakmißbrauch hervorgerufen werden. Es ist noch nicht einmal eine Einigung darüber erzielt worden, welche Bestandteile des Rauchs für die Giftwirkung in Betracht kommen. Vorwiegend wird jedoch als allein oder vorzugsweise wirksamer Faktor das Nikotin betrachtet. In reinem Zustande ist dies Alkaloid eins der stärksten Pflanzengifte und vermag in weniger als einer Minute durch Rührung der Atmung, die sehr bald von Herzlähmung gefolgt ist, den Tod herbeizuführen. Kleinere Mengen erzeugen heftige Uebelkeit, Erbrechen und Durchfall mit reichlicher Speichel- und Schweißabsonderung sowie Atem- und Herzbeschwerden. Die sympathischen Nervenzellen werden durch Nikotin zunächst gereizt und dann gelähmt. Es ist daher klar, daß anhaltender Tabakgenuß bei jugendlichen Personen Wachstum und Ernährung in tiefgreifender Weise beeinflusst. Die höheren Gehirnzentren erfahren anscheinend durch das Nikotin keine anregende Reizung, vielmehr übt es zunächst eine herabstimmende und beruhigende Wirkung auf das Gehirn aus, d. h. es wirkt als Narkotikum. Während größere Mengen von Nikotin eine Erweiterung der

Pupille bewirken, tritt bei anhaltender Einwirkung kleinerer Dosen, also beim Gemohnheitsraucher, eine Verengung ein. Die Ausscheidung des Nikotins aus dem Körper erfolgt sehr reichlich durch die Nieren und durch die Speicheldrüsen sowie wahrscheinlich auch in geringerem Maße durch die Haut. Wie bei anderen narzotischen Mitteln stellt sich auch beim Nikotin bald eine erhebliche „Giftestigkeit“ ein, die dem chronischen Tabakgenuß Vorschub leistet. Worauf die Gewöhnung an das Tabakrauchen zurückzuführen ist, läßt sich nicht in einem Worte sagen. Sehr wahrscheinlich kommt eine ganze Reihe verschiedenartiger Momente in Betracht. Die narzotisierende, beruhigende Wirkung des Nikotins ist unter ihnen ein sehr wesentliches. Dazu kommt jedoch wohl auch das Verlangen nach der periodischen Anregung des Halses und vielleicht auch des Kehlkopfes, die mit dem Rauchen Hand in Hand geht. Auch rein physische Dinge dürften mitwirken, wie die Freude an der Betrachtung der zerfließenden, flüchtigen Wolken und das Vergnügen, sich dem Rauchgenuß in Gesellschaft hinzugeben. Je nach der Art des Rauchs wird das eine oder andere dieser Dinge von größerer Bedeutung sein. Der Zigarettenraucher z. B., der den Rauch einzieht, wird den Kitzel im Halse suchen. Für ihn ist auch die Gefahr einer chronischen Vergiftung am größten. Die sicheren Anzeichen einer chronischen Tabakergiftung sind bei jüngeren Leuten Unregelmäßigkeiten im Wachstum und Störungen der Atmungsorgane, bei älteren eine rasche Entwicklung der Aderverkalkung. Die Anzeichen eines übermäßigen Tabakgenusses sind gesteigerte nervöse Reizbarkeit, Appetitlosigkeit, Verdauungsstörungen und chronische Entzündung des Rachens und Kehlkopfes. Sehr häufig ist auch das charakteristische „Tabakherg“. All diese Dinge verschwinden beim Einstellen des Rauchens und entsprechender Behandlung. Auch kalte Hände und Füße mit starker Reizung zur Schweißabsonderung treten besonders bei jungen Personen leicht auf, ebenso Sehstörungen. Ob man die Rauchgewohnheit ganz plötzlich aufgeben soll, ist fraglich, manche Erfahrung spricht dagegen und läßt eine allmähliche Entziehung ratsamer erscheinen.

Astronomisches.

Der Hundstern Sirius. Die heißeste Zeit des Jahres, die Hundstage, — kalendermäßig vom 24. Juli bis 24. August dauern —, haben ihren Namen vom „Hundstern“ Sirius; dieser ist nicht nur das glänzendste Gestirn unseres Firmamenthimmels, sondern auch ein Himmelskörper, der im Kultus der alten Völker und in der Astronomie und Zeitrechnung eine bedeutende Stellung eingenommen hat und noch heute im deutschen Volksaberglauben eine Rolle spielt. Diese mächtige ferne Sonne, deren Licht nach den neuesten Forschungen von Gill und Elfin 8 Jahre und 6 Monate braucht, um zu uns zu kommen, war mit ihrem Frühaufgange im Sommer den alten Ägyptern ein untrügliches Zeichen der nahenden, befruchtenden Nilüberschwemmung. Ihre Priester wußten, daß der Frühaufgang des Sirius sich in vier Jahren jedesmal um einen Tag verzögere und bestimmten daraus schon damals die Dauer des Sonnenjahres sehr genau auf 365 1/4 Tage. Sie schlossen daraus ganz richtig, daß der erste Frühaufgang des Sterns erst nach 1460 Jahren wieder auf denselben Tag fallen müsse und bauten auf dieser Rechnung ihr großes Siriusjahr, die Sothisperiode auf, von der sie, um ihren Rang als uraltes Kulturbild zu betonen, behaupteten, daß sie seit der Begründung ihres Staates schon 5mal (36 500 Jahre) verfloßen sei.

Der Sirius, der am Maul des großen Hund genannten Sternbildes steht und von der modernen Astronomie als Stern Alpha dieses Sternbildes bezeichnet wird, gehört zum Typus der jungen, weißglühenden Sonnen, deren Temperatur mindestens 15 000 bis 20 000 Celsiusgrade beträgt. Sein kontinuierliches Spektrum, das alle dem menschlichen Auge sichtbaren Strahlen vom äußersten Rot bis zum äußersten Violett umfaßt, verrät uns, daß auf ihm die Dämpfe des Bariums, Calciums, Heliums, Eisens, Magnesiums, Natriums, vor allem aber ungeheure Mengen Wasserstoffs glühen, der die Ursache ungleich gewaltigerer Revolutionen ist als sie auf der Oberfläche der Sonne stattfinden. Die von Kant und anderen aufgestellte Vermutung, daß der Sirius der Mittelpunkt des ganzen Weltalls sei, ist längst widerlegt. Die Frage, ob er auch von Planeten umgeben sei, ist nicht zu beantworten, weil er, obzwar einer der nächsten Fixsterne, immerhin doch in der ungeheuren Entfernung von 643 000 Sonnenweiten zu je 150 Millionen Kilometer seine Bahn zieht. Dagegen schloß Wessel schon 1844 aus seiner wellenförmigen Bewegung am Himmel auf die Existenz eines gewaltigen dunklen Begleiters, dessen vorausgesetzliche Bahn von Peters im Jahre 1851 berechnet wurde. Als der Sohn des amerikanischen Optikers Alban Clark zehn Jahre später zur Erprobung der damals größten optischen Linse sein Instrument auf den Sirius richtete, rief er aus: „Water, der Sirius hat einen Begleiter“. Das zweite Glied dieses Doppelgestirns, das in 49 1/2 Jahren den Hauptstern im Abstand des Uranus von der Sonne umkreist, war entdeckt. Heute fällt der Frühaufgang des Sirius nicht mit dem offiziellen Beginn der Hundstage zusammen und auch von einem inneren Zusammenhang zwischen seinem Erscheinen und der größten Sommerhitze kann nicht die Rede sein. Dagegen ist mancherlei Aberglaube lebendig geblieben.